

Berggeist.

Jun 2. Jul 29 Aug 4. 11. 18. 25
 Sep 1. 8.
 1896 23. — 1897. 2. 21. 22. 25.

Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Nr. 1.

Oravicza, den 3. Februar 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman v. H. Corony.
 (Nachdruck verboten.)
 (Fortsetzung.)

Nun, wenn die Nacht besaß, gegen das Schicksal anzukämpfen — ihr war sie nicht verliehen und sie strebte auch nicht danach. Nichts von Entsagung und Vergessen! Wenn sie jetzt ihre kleinen Besorgungen machen mußte, ging sie immer um die Zeit, wo Bernau das Bureau verließ, um sich zu seiner Braut zu begeben. Als die Schwestern noch mit Alföld gut standen, hatten sie oft darüber gesprochen, so daß Natalie ganz genau wußte, welchen Weg er nehmen mußte, und um welche Stunden er frei war. Sie durfte auch nicht mehr fürchten, zurückgehalten zu werden. Seitdem des Wuchers krankhaft überreizte Nerven ihn auch gegen seine alten treuen Diensleute mißtrauisch machten, war es kein Wunsch, daß sie, auf deren Anhänglichkeit und Ergebenheit er baute, alle Einkäufe selbst mache. Er wollte nichts mehr genießen, was eine andere Hand berührt hatte, als die ihrige. Sie konnte sich also ungehindert entfernen, wenn sie

sich auch beeilen mußte, recht schnell wieder zurückzukehren. Gewöhnlich begegnete sie dem Alföld, wenn sie aus einem Laden kam, und ging, seinen Gruß erwidern, eilig an ihm vorüber, zuweilen wechselte sie auch einige Worte mit ihm und in

daß sein Blick mit wärmerem Ausdruck auf ihr ruhte, oder wenn sie, den Kopf vorsichtig wendend, gewahrte, wie Bernau immer noch an derselben Stelle stand und ihr nachsah, lehrte sie, von einem förmlichen Freudentaumel ergriffen, nach Hause zurück. Um dem Heimlichgeliebten öfter nahe zu sein wagte sie sogar bei Frau Döpen einzutreten, unter dem Vorwande, ihr Nachrichten von dem Befinden des Bruders bringen zu wollen. Die Rätin empfing sie erst mit mißtrauischem Erstaunen, aber das einschmeichelnde Betragen des Mädchens führte endlich die einfache, aufrichtige Frau irre. Wenn Natalie erzählte, Alföld habe in freundlicher Weise von seinen beiden Nichten gesprochen, sie glaube er fange bereits an, sich seiner Thorheit und Brutalität zu schämen, leuchtete das gutmütige Gesicht der Rätin auf und sie sagte:



Natalie. „Dort hinter dem Bücherschrank verbirgt er sich.“

Letzterer Zeit geschah dies sogar ziemlich häufig. Immer heftiger flammte die Leidenschaft in ihrem ungestümen Herzen auf. Sie hatte jetzt für nichts anderes Sinn und Interesse, als für diese kurzen Begegnungen. Oft, wenn sie zu bemerken glaubte,

„Ja, ja, er wird schon einsehen lernen, was er an den Kindern hatte; aber diesmal muß er den ersten Schritt thun. Wir können uns nun nicht wieder nähern.“

Mit inniger Freundschaft, ja mit einer Art von schwärmerischer Bewunderung schmiegte sich Gertrud an Hermanns Schwester an. Für sie gab es kein herr-

ced.

höheres, vollkommeneres Geschöpf als Natalie. Dit begleitete sie die elbe noch ein Stück auf dem Heimweg, und ahnungslos vertrauend entschleierte sie vor ihr das Geheimniß ihres jugendlichen Herzes.

Nach Bernau wurde mehr und mehr von den Reizen des Mädchens geblendet.

„Ein entzückendes hinreißendes Wesen!“ gestand er sich selbst ein, „wohl geeignet, einen Mann um Ueberlegung und Besonnenheit zu bringen!“ und dann glitt sein Blick zu der blonden Anna hinüber, die sich immer irgend einer kleinen häuslichen Beschäftigung widmete und niemals die hübschen Hände ruhen ließ. „Wie hausmütterlich sie waltet!“ dachte er, ihr gezwungen zulächelnd. „Sie wird eine prächtige, pflichtgetreue Frau werden, nur schade, daß es ihr an Temperament und Eigenart fehlt! Interessen, die sich nicht lediglich auf das Familienleben beziehen, werden ihr immer fremd bleiben. Wie anders würde dieses geistvolle, feurige Weib einem ehrgeizigen, nach höheren Zielen strebenden Manne zur Seite stehen!“

Jubelnd erkannte Natalie, daß sie den Sieg errungen hatte. Doch ihr heißes Blut, ihr leidenschaftlicher Charakter gönnten ihr kein Stillstehen auf dem einmal betretenen Pfade. Neue Wünsche erwachten, umgalteten sie Tag und Nacht und tauchten immer wieder wie gefährliche Fackeln vor ihr auf. Mit unabwieslicher Gewalt begann sich ihrer jetzt der Gedanke zu bemächtigen, daß nur der alte Mann sie von den höchsten Wonnen des Daseins trenne. Sie wußte, daß Bernaus Vermögensverhältnisse ihm nicht gestatteten, ein armes Mädchen heimzuführen, und sehnte sich nach der Stunde, wo sie ihm als reiche Erbin entgentreten konnte. Ihre bessere Natur sträubte sich freilich gegen diese Empfindungen. Es erfüllte sie mit Unwillen gegen sich selbst, daß sie an das Ende des gebrechlichen Greises wie an eine heißersehnte Erlösung dachte. Gleichsam um sich in ihren eigenen Augen zu rechtfertigen, kam sie allen Pflichten mit hundertfachem Eifer nach. Vergebens! Von Stunde zu Stunde wünschte sie glühender, der schwache Lebensfaden möge endlich zerreißen. Was hatte dieses elende Schattenbild eines Menschen überhaupt noch auf der Welt zu thun? Dehnte sich denn nicht jede Minute zu einer Ewigkeit der Qual für ihn? Der Tod war sicher die größte Wohlthat, die ihm zu Theil werden konnte; aber dieser allmächtige Retter von allem Erden Schmerz ging an der hinsinkenden Greisengestalt vorüber, sie wie zum Spotte verschonend, als hätte sie der Welt zeigen sollen, zu welch' einem elenden, schemenhaften Wesen das Ebenbild Gottes herabsinken könne. Das schwache Flämmchen, welches auszublasen der Hauch eines Kindermundes genügt hätte, glimmte fort.

„Die Seele des Geizhalses scheint an seine Schätze gebannt zu sein,“ sagte Robert eines Abends. Natalie schwieg und starrte vor sich hin. Ihr blasses Gesicht sah fast geisterhaft unheimlich in der beginnenden Dunkelheit aus. Der Bruder beobachtete sie. „Du scheinst Deines

Postens als Krankenkürterin auch schon überdrüssig zu werden,“ bemerkte er mit lauerndem Tone. „Ich kann mir das wohl denken. Der Aufenthalt in diesem Kerker ist gerade nicht geeignet, Schönheit und Frische zu erhalten. Ich fürchte, ehe Du in den Besitz der Reichthümer gelangst, werden Deine Züge scharf und Deine Augen matt geworden sein.“

„Schweige!“ fuhr sie heftig auf. „Was sollen diese Reden? Ich ertrage das Leben, welches ich zu führen gezwungen bin, schwer genug. Deshalb mußt auch Du mich daran mahnen, daß ich die herrlichsten Jahre wie eine Gefangene vertrauere? Kann ich es ändern? Es steht nicht in meiner Macht, seine Tage abzukürzen.“

Robert betrachtete sie halb spöttisch, halb mitleidig.

„Würdest Du dem alten Manne nicht immer gewissermaßen als getreuer Eckart zur Seite stehen und ihn vor dem übermäßigen Gebrauch des Morphiums warnen, so hätte diese verderbliche Leidenschaft ihm längst den Tod gebracht. Er würde in den Abgrund taumeln, ohne daß man ihn erst hinabzustößen brauchte.“

Natalie zuckte zusammen. Sie strich tief aufseufzend mit einer fast wilden Bewegung die Haare aus der Stirn, sah Robert mit weitgeöffneten, stieren Augen an und flüsterte:

„Das ist ein teuflischer, fluchwürdiger Gedanke!“

Er lachte laut und gezwungen.

„Was fällt Dir denn ein! Ich lobe ja nur Deine Vorsicht und Wachsamkeit.“

Schwer athmend stand sie vor ihm, dann wandte sie sich plötzlich ab und ging, ohne ihm die Hand zu reichen oder ein Wort des Abschieds zu sagen, in das Haus.

IX.

Ein böses, giftiges Korn war in Nataliens Seele gefallen, es schlug Wurzel, begann zu keimen und wuchs bald gefährlich und verderbenbringend empor, alle besseren, edleren Empfindungen überwuchernd. Immer noch erfüllte die von dem Wirbel wilder Leidenschaften Erfasste ihre Pflichten, aber mechanisch, gewohnheitsmäßig, ohne Lust und Eifer; gar bald aber bemächtigte sich ihrer ein Gefühl des Widerwillens und zorniger Ungebuld, wenn die Tage und Nächte sich stets in gleicher Weise dahinschleppten, ohne eine Aenderung in dem Zustande des Kranken zu bringen. In seine Nähe gebannt, gezwungen die Maske der Heuchelei festzuhalten, beklagte sie mit einer an Verzweiflung grenzenden Trauer die Stunden, welche in trostloser Debe an ihr vorüberzogen, und machte den einsamen Mann mit steigender Erbitterung für diesen Raub an ihrem Glück verantwortlich. Dann stand sie vor dem Spiegel und prüfte mit selbstquälerischer Genauigkeit jeden Zug ihres Gesichtes. Hatte der Bruder Recht? Verblühte sie wirklich wie eine im Schatten stehende Blume? Verlor ihr Blick von seinem dämonischen Feuer? Fing ihre Haut bereits an, well zu werden? Nein — nein — noch be-

saß sie ihre vollen, berückenden Reize — noch — — aber wie lange würde es währen? Trotz ihrer jugendlichen Jahre fühlte Natalie sich rasch altern. Die nimmer rasiende Qual und Sorge mußte ja endlich scharfe Linien in ihr Antlitz graben, die verzehrende Gluth der Sehnsucht, die gleichsam von innen herausschlagende Flamme mit versengendem Hauche ihre Schönheit freisen.

Eine Beute unbeschreiblicher Seelenkämpfe, fühlte sie, wie ihr eigenes Nervensystem unter diesen beständigen Aufregungen zu leiden begann, wie klares Urtheilsvermögen und Besonnenheit sie mehr und mehr verließ. Dit, wenn Alfelds Blick auf ihr ruhte, schrak sie jäh zusammen und meinte, er habe ihre geheimten Empfindungen durchschaut; dann verdoppelte sie Sorgfalt und Zuverlässigkeit, verschwendete Schmeicheleien an ihn wie an ein krankes Kind, und er dankte entweder mit einem Nicken, das seine verfallenen Gesichtszüge noch häßlicher und unheimlicher erscheinen ließ, oder brach in jammerns Wehklagen über seinen elenden Zustand aus. Allerdings fühlte er sich jetzt oft so leidend, daß er das Haus fast gar nicht mehr verließ. Diese Abgeschlossenheit von der Außenwelt würde er auch gerne ertragen haben; aber der Gedanke, den weiten Weg nach der Gernarstraße, von wo er seinen Morphiumbedarf bezog, nicht mehr oder doch nur mit höchster Anstrengung machen zu können, peinigte ihn. Sein Diener, das wußte er, würde ihm das Mittel nun und nimmermehr verschaffen und auch Natalie hatte ihn ja bisher fast kniefällig angefleht, dem gefährlichen Genuß zu entsagen. An wen sich also wenden, was thun, wenn die eigene Kraft nicht mehr hinreichte, das süße, berauschte Gift herbeizuschaffen? Wie von Wahnsinn ergriffen, wälzte er sich zuweilen auf seinem Lager umher, mit den mageren, zitternden Fingern in den grauen Haaren wühlend. In solchen Augenblicken hätte er seine aufgespeicherten Schätze mit vollen Händen hinwerfen mögen, wäre nur Jemand zu finden gewesen, der blindlings und willfährig seinen Befehlen gehorcht hätte. Zwar konnte er schreiben und das Geld beizulegen, die Post war aber auch ziemlich engernt, und wer bürgte ihm dafür, daß das ankommende Packet nicht unterschlagen würde? Kam er sich doch in seinem eigenen Hause wie verrathen und verkauft vor. Mit Entsetzen sah er seinen Vorrath zu Ende gehen. Um ihn noch etwas zu verlängern, gewann er es mit fast übermenschlicher Anstrengung über sich, die Dosen zu verringern, was jedoch ein Gefühl so grenzenlosen Elendes zur Folge hatte, daß er sich endlich doch zum Neuzerster entschloß und Natalie anflehte, sich seiner zu erbarmen und ihm das ersehnte Lebenselixir zu verschaffen. Mit Versprechungen, widerlichen Schmeicheleien und Drohungen drang er in sie, seinen Wunsch zu erfüllen. Stumm, die Hände so fest ineinander verschlungen, daß die Nägel sich in das Fleisch drückten, den Blick, in dem es seltsam flackerte, fest auf den alten zerissenen Teppich geheftet, als

wäre kein verächtliches Muster eine geheimnisvolle Minenschrift, die sie zu entziffern strebte, verharnte das Mädchen lange in tiefem Schweigen. Jetzt stand der Besucher an ihrer Seite, flüsterte beisehene, gefährliche Worte in ihr Ohr, zeigte ihr sinnbethörende Bilder und zwischen durch meinte sie immer zu vernehmen, wie ihr Robert mit spöttischem Lächeln rief: „Ich fürchte, ehe Du in den Besitz dieser Reichthümer gelangst, werden Deine Züge scharf und Deine Augen matt geworden sein.“

„Antworten Sie mir doch! Ich armer, verlassener Mann! Meint es denn Niemand gut mit mir?“

„Es geht nicht! Ich kann — darf — will nicht thun, was Sie verlangen!“ rief Natalie plötzlich aufspringend.

Ihre Stimme klang so rau und fremd, daß der Kranke seine sonst so liebevolle Pflegerin erstaunt und bestürzt ansah. Seine Unbehaglichkeit und Unruhe nahm zu. Kleine Hustenstöße leiteten einen unbeschreiblichen Angstzustand ein, welcher deutlich bewies, daß seine Nerven auf das Furchtbarste zerrütet seien. Das Zittern der Hände wurde stärker, der Blick begann zunehmendes Entsetzen auszudrücken. Alföld starrte lange in eine dunkle Ecke des Zimmers, dann winkte er Natalie zu sich und sagte mit heiserer, lallender Stimme:

„Dort hinter dem Bücherschrank verbirgt er sich. Sehen Sie ihn nicht? Aber wie kann es denn möglich sein? Ist er denn nicht längst todt und begraben?“

„Wer? Wer?“ fragte sie, sich über ihn beugend.

Der alte Mann richtete sich auf und fuhr mit steigender Erregung fort:

„Jetzt wirt er sich auf die Knie und blickt unter jedes Möbel — unter die Schränke und Tische — er sucht, als ob er die Mauern austragen und die Dielen aufreißen wollte. Der Narr!“ fügte er plötzlich, in schrilles Gelächter ausbrechend, hinzu. „Er wird nichts finden!“

„Von wem sprechen Sie? Wer sucht? Wer wird nichts finden?“ rang es sich keuchend aus des Mädchens Brust.

In demselben Momente aber stieß Alföld einen marktschreierischen Schrei aus.

„Er kriecht immer näher und näher zu mir heran — der Todte mit den glanzlosen und doch drohenden Augen. Ich will fort! Hilfe, Hilfe! Bernhard!“ gellte es durch das Haus.

Mit aller Gewalt drückte Natalie ihn auf das Sopha nieder, während der Diener herbeieilte.

„Schnell, schnell, das Morphinum!“ herrschte sie ihm zu. „Sie wissen ja, wo der Herr es verwahrt. Nun muß es doch sein!“

„Ja, ja — das sehe ich wohl!“ erwiderte der Alte. „Gott helfe uns! So kann es nicht weiter gehen. Diesmal muß ich nachgeben; aber dann soll mir ein Arzt zur Stelle —“

„Gewiß! Ich selbst werde dafür sorgen.“

Bernhard öffnete ein kleines Schränkchen und brachte das Nöthige. Nach der Injektion beruhigte sich Alföld, die Halluci-

nationen schwanden, der Nöthem wurde freier und es trat ein Zustand des Wohl befindens ein, welcher Natalie erlaubte, den Diener wieder aus dem Hause zu senden. Das Gesicht des Mädchens war düster und nachdenklich. Die Wahnvorstellungen des Kranken hatten ihrem niemals schlummernden Verdacht neue Nahrung gegeben. War es nicht ihr bestohlener und hingemordeter Vater gewesen, den er, von Gewissenspein gefoltert, zu erblicken glaubte? Wie mochte der unselbige Verwundte gesucht haben, in welcher Todesangst und Verzweiflung — während der nichtswürdigen Dieb, die Beute wohlgeborgten wissend, kalt und ungerührt diesen Jammer mit ansah!

Die Stimme des Wucherers weckte sie aus ihrem Nachsinnen. Sie kehrte zu ihm zurück. Er begann von Neuem, sie mit Bitten zu bestürmen. Wie eisiger Schauer strömte es ihr durch die Adern, als er wieder, wie es seine Gewohnheit war, über ihren Arm streichelte. Sie hätte seine Hand zurückschleudern und vor Abscheu aus seiner Nähe fliehen mögen; aber das Schicksal zwang ihr ja die Maske vor das Antlitz; so sank sie denn in den Stuhl und duldete die widerlichen Liebkosungen. Von Neuem begann der Kampf in ihrer Brust, aber von Minute zu Minute wurde ihr Widerstand schwächer, umgarnte sie der höllische Rathgeber fester. Ach, Jugend, Schönheit, Liebe — diese drei Zauberblüthen — wie schnell welken sie dahin, um niemals wieder zu erstehen! War dieser entfesselte Greis — dessen Seele, wie sie nicht zweifelte, schwere Schuld belastete — eines solchen Opfers werth? Nein und tausendmal nein! Sollte sie ewig warnend und mahnend hinter ihm stehen und die eigenen Interessen außer Acht lassen, um den feintigen zu dienen? Und endlich, würde es nicht jederzeit in ihrer Macht liegen, ihn an einer gefährbringenden Unmäßigkeit zu hindern, ihm den freien Gebrauch des gefährlichen Mittels zu entziehen?

Nachdem sie sich auf diese Weise selbst beschwichtigt hatte, erwiderte sie auf sein drängendes Bitten und Zureden:

„Ich will Ihren Wunsch diesmal noch erfüllen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir dann auch gehorchen und immer recht vorsichtig und mäßig zu sein versprechen.“

„Alles, alles verspreche ich!“ versicherte er. „Ich wußte es ja, daß Sie mein guter Engel, meine einzige Stütze sind. Bringen Sie mir das braune Kästchen, welches in dem obersten Fach jenes Schränkens steht.“

Sie gehorchte. Er entnahm dem kleinen Behältniß das Rezept und reichte es ihr.

„Hier! In demselben Schranke, ein Fach tiefer, liegen die Schreibschlüssel. Öffnen Sie die rechte Schublade, da befindet sich, bereits abgezählt und in Papier gewickelt, Geld. Diese Summe haben Sie stillschweigend auf den Labentisch zu legen. Ach Gott! Es ist der einzige Luxus, den ich mir erlaube; dafür spare ich mir alles Andere vom Munde ab.“

Natalie that, wie er sagte. Gerne hätte sie die Gelegenheit benutzt, um einen Blick auf das Testament zu werfen, aber Alföld konnte sie beobachten, und verfolgte auch in der That jede ihrer Bewegungen. So beschränkte sie sich denn darauf, das Geld zu nehmen und den Sekretär wieder abzuschließen.

„Legen Sie die Schlüssel an ihren gewöhnlichen Platz und bringen Sie mir den zu jenem Schranke gehörigen“, sagte der alte Mann und steckte ihn sodann in die Tasche seines Schlafrockes, welcher allabendlich über einen an seinem Bette stehenden Stuhl gehängt wurde.

Zu ziemlich später Stunde, trat Natalie den Weg nach der Gernarstraße an und entledigte sich ihres Auftrages.

Alföld entriß ihr mit thierischer Gier das sorgfältig eingehüllte Päckchen.

„Sie wissen, unter welchen Bedingungen ich nachgeben habe“, sagte sie.

„Ja ja!“ erwiderte er ungeduldig.

„Meine Pflicht wäre es eigentlich einen Arzt zu rufen“, fuhr sie fort. „Sie müßten nach einer Heilanstalt.“

Er starrte sie fast brohend an.

„Einen Arzt holen? Das soll Keiner wagen!“ stammelte er mit schwerer Zunge. „Ich will keine lästige Ueberwachung! Ich lasse mir das Unentbehrliche nicht entziehen. Wenn Sie hinter meinem Rücken einen solchen Schritt thun, wird es Ihr schwerer Schade sein! Ich bin jetzt noch Herr hier! Ich kann mich rächen, wenn ich auch ein alter gebrechlicher Mann bin. Denkt nur nicht, Ihr könnt alles mit mir anfangen, was Ihr wollt!“

„Hegen Sie sich nicht auf“, beschwichtigte das Mädchen. „Gehorchte ich Ihnen nicht stets? Sie haben ja zu befehlen und ich darf nicht gegen Ihren Willen handeln; aber Bernhard könnte wohl in seinem blinden Eifer zu einem Arzte laufen. Er hgt, glaube ich, diese Absicht. Zürnen Sie ihm deshalb nicht, er meint es gut.“

„Er soll sich nicht unterstehen — nicht unterstehen!“ keuchte der Wucherer, dessen Gesicht sich vor Zorn verzerrte. „Wo ist er? Ich will mit ihm sprechen, ihm verbieten —“

Natalie drückte auf die Klingel und als gleich darauf der Diener eintrat, rief sie ihm entgegen:

„Herr Alföld will leider nichts von einem Arzte wissen. Ich habe ganz vergebens gebeten und zugerufen.“

„Kommen Sie näher, Bernhard!“ gebot der Wucherer, dessen tiefliegende Augen unheimlich leuchteten. „Sie dienen mir jetzt seit fast dreißig Jahren und wenn ich auch Niemandem unbedingt traue, so kann ich Ihnen doch keine Untreue und keine Vernachlässigung Ihrer Pflichten nachweisen. Sollten Sie sich aber betommen lassen, in eigenmächtiger Weise zu handeln und einen Arzt zu rufen, so würde ich diesen eifens nicht empfangen — denn mein Hausrecht werde ich doch wohl wahren dürfen — zweitens: Sie und Ihre Frau augenblicklich entlassen. Ob Sie dann einen andern Dienst finden,

Die Freundschaft eines Feindes oder das Weihnachtsgeschenk.

Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen
Kriege.

Aus dem Englischen übersezt von
Gerhardt Schnorrenberg.
(Fortsetzung).

Sie wird sich auf der Reise unter der Obhut einiger Damen befinden, welche im Kriege Krankenpflegerinnen waren die zu gleicher Zeit nach Berlin zurückkehren und sich ihrer gern angenommen haben. Ich hoffe sogar, daß sie mit dem nämlichen Zuge ankommen."

So war denn das, was sie beinahe zu sagen fürchtete, ausgesprochen worden. Sie hatte Furcht gehabt, durch die Mittheilung, daß von nun ab eine Fremde bei ihnen wohnen würde, die Eifersucht der Kinder zu erwecken, aber dadurch, daß sie kluger Weise an das Mitgefühl derselben oppirte, war diese Gefahr abgemindert worden. Anfangs hatte sie die Absicht gehabt, ihnen einen Theil der Geschichte zu erzählen, welche sie bereits Hedwig an jenem Winterabend erzählte, und von dem Gemüth des Vaters zu sprechen, der dem Feinde Vergebung gewährte. Aber bei näherem Nachdenken fand sie, daß dadurch der Waise indirekt ein Schandfleck angeheftet und genau das Gegenheil von dem erzielt werden würde, was sie so sorgfältig vermeiden wollte. Nicht ohne innern Kampf war sie auf den Plan ihres Gatten eingegangen: aber großmüthige und christliche Gedanken verdrängten bald weniger würdige Gefühle; ihr Mutterherz schlug dem armen, verlassenem Wunisch, es bei sich aufzunehmen und es zu lieben.

Jene Nacht war für die kleinen Hellhorns die längste ihres Kinderlebens, und sie glaubten, dieselbe würde niemals endigen. Wenn sie eine kurze Zeit geschlafen hatten, so wachten sie plötzlich auf und dachten, sie würden zu spät auf den Bahnhof kommen, oder sie glaubten in ihrem Halbschlummer, ihr Vater sei schon angekommen. Gegen Morgen jedoch behauptete die Natur ihre Rechte; die kleinen, müden Augen schlossen sich und die Kinder fielen in einen festen Schlaf.

Hellborn sollte gegen Mittag ankommen, sobald das Frühstück vorüber war, fingen Eugen und Lina an, zu fragen, ob es Zeit sei, sich bereit zu machen, um nach dem Bahnhof zu gehen, und ehe diese Zeit kam, hatte ihre arme Mutter nur wenig Ruhe. In ihrem Herzen war sie ebenso ungeduldig wie ihre Kinder, die es sehr schmerzte, als sie vernahmten, daß ihre ältere Schwester nicht imstande sein würde, die lange Fahrt nach dem Bahnhof auszuhalten. Aber Hedwig versicherte, daß sie sich zu Hause bei der Bereitung des Festmahls ganz glücklich fühle, und daß sie auf das Rollen der Räder des Wagens aufpassen wolle, was ihr große Freude bereiten würde.

Wer kann die Aufregung beschreiben, als man endlich am Bahnhof angelangt

war, als der Zug in Sicht kam, der gleich einer großen Schlange näher und näher heranglitt, unter die Glashalle dampfte und vor den Bahnsteig donnerte?!

Das erste Wiedersehen, die erste stumme Umarmung, die süße Gewißheit daß der Vater seiner Familie wiedergegeben ist! wer vermag dieses zu beschreiben? Solche Augenblicke sind wonnevoll und zu selig, als daß man sie mit Worten wiedergeben könnte! Aber die Kinder nahmen schnell ihren Antheil an Aufmerksamkeit in Anspruch; sie lachten, jubelten und sprangen vor Freude, und jetzt erst, als die fürchterliche Kluft voll Blutergießen und Gefahren glücklich überschritten war, welche ihn so lange von seinen Lieben trennte und auf die er nur mit Schrecken zurückblicken konnte, fühlte Hellborn wirklich, daß er wiederum bei den Seinigen war.

"Aber wo ist denn unsere kleine französische Tochter, lieber Mann?" fragte Frau Hellborn, sobald sie an etwas anderes als an die Freude des Augenblicks denken konnte.

"Ich will sie suchen!" rief Eugen galant und er war schon im Begriff, wegzulaufen, um sein Vorhaben auszuführen als ihn sein Vater zurückhielt.

"Ich vergesse ganz meine Pflicht," sagte er. Dann ging er zu einem andern Theil des Zuges an einen Wagen heran und half drei Damen, welche auf dem linken Armel ihres Kleides die weiße Binde mit dem Genfer Kreuz trugen, beim Aussteigen. Als dies geschehen war, duckte sich Hellborn nach vorn in den Wagen hinein und hob die vierte Reisende heraus, welche vor Entzücken strahlte, als sie sah, daß sie sich wieder unter dem Schutze "des guten Soldaten" befand.

Frau Hellborns Herz wurde durch das wahre kindliche und ungekünstelte Benehmen Perlette's sogleich gewonnen, während diese ihrerseits die neuen Verwandten mit jenem Vertrauen anblickte, welches Kindern ihres Alters gemein ist. Eugen und Lina führten sie stolz zwischen sich zu dem Wägelwagen, der vor dem Bahnhofe wartete, und im Augenblick war unter den Dreien Freundschaft geschlossen. Während der Fahrt aber wurden die kleinen Deutschen ein wenig getäuscht, als Perlette zu weinen anfing und sagte, daß ihr alles so fremd sei und daß sie zur Mutter Malbeau wolle. Durch die dem kleinen Mädchen erwiesenen Aufmerksamkeit lang es jedoch, daselbe wieder zum Lächeln zu bringen, und als die Räder über das Pflaster der Leipziger Straße rollten und der Wagen vor der wohlbekanntem Thür hielt, da überschritt eine Familie die Schwelle ihres Heims, wie sie glücklicher nicht gedacht werden kann.

Brauchen wir noch von der Freude Hedwigs und dem Vergnügen des stets gutgelaunten Greichens zu sprechen? Es genügt, zu sagen, daß, als Hellborn am Abend dieses Tages auf die beim Abendbrod verammelte Gruppe blickte, er darüber mit sich einig waren, daß ein solches Glück, wie er es jetzt genoß, wohl alle jene Entbehrungen und Gefahren aufwog,

scheint mir mehr als zweifelhaft, denn Sie sind ja Beide eigentlich zu gar nichts mehr nütze, sondern gehören sozusagen zu dem alten Inventar dieses Hauses und haben es nur meiner Gutmüthigkeit zu danken, wenn ich nicht schon längst eine Aenderung eintreten ließ; denn im Grunde genommen brauche ich ja gar keinen Diener. Fräulein Volkmar könnte mit einer tüchtigen Aufwartefrau Alles allein machen. Also überlegen Sie sich die Sache recht gut, bevor Sie etwas thun, wozu Sie nicht berechtigt sind."

"Aber Herr Bernhard meint es ja so gut und ich selbst war seiner Ansicht. Wir wollen ja nur Ihr Bestes", fand Natalie es für angemessen, sich einzumischen.

"Schon gut, schon gut!" unterbrach Alfeld grämlich. "Ich bin noch nicht stumpfsinnig und habe nicht nöthig, mich wie ein kleines Kind beaufsichtigen und bevormunden zu lassen. Der Gegenstand ist abgethan und ich will nichts weiter davon hören."

Seufzend gab das Mädchen dem Diener ein Zeichen, sich zu entfernen. Aber trotz der wohlberechneten Niedergeschlagenheit, die sie zur Schau trug, jauchzte etwas in ihrem Innern. Was konnte sie dafür, wenn sich gegen diesen starren Willen nicht ankämpfen ließ? Hätte sie sich auch weniger willfährig gezeigt, der Bucherer würde endlich doch Mittel und Wege gefunden haben, sich mit dem Apotheker in der Gemarkstraße in Verbindung zu setzen. Sie hatte ihn gewarnt und es an eindringlichen Vorstellungen nicht fehlen lassen — rannte er nun doch in sein Verderben — wessen Schuld war es dann?

"Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand", äußerte Bernhard noch an demselben Abend. "Geschicht jetzt was Schlimmes, so brauche ich mir wenigstens keinen Vorwurf zu machen. In meiner Wacht liegt es nicht, das Unglück zu verhüten."

"Ja, geniß", erwiderte Natalie welche eben Alfelds fugales Abendbrod bereitere, hastig, "was wir nicht zu hindern vermögen, dafür kann uns doch unser Gewissen nicht verantwortlich machen!"

Mit diesem Gedanken suchte sie sich zu beschwichtigen und die Pein in ihrem Innern zu betäuben, aber der Seelenfriede kehrt nicht wieder und sie wußte wohl, daß sie ihn niemals mehr finden konnte. Es war ihr zu Muthe wie Jemand, der sich nicht darüber täuscht, daß er an einer unheilbaren Krankheit leidet und der desto stürmischer nach den Genüssen des Lebens verlangt, weil er wohl weiß, daß die ewige Vernichtung nicht mehr fern ist. Ein dumpfes Weh nagte an ihrem Herzen. Sie hätte der Mutter jetzt um keinen Preis ins Auge blicken können. Fest entschlossen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, hätte sie sich doch von jeder Erinnerung daran frei machen mögen. Sie vermied es absichtlich, danach zu fragen, wo Alfeld das bedenkliche Beruhigungsmittel verberge; von dem gewöhnlichen Pflaster war es entfernt worden, jedenfalls, um es Bernhards Kontrolle zu entziehen.

(Fortsetzung folgt).

welche er in jenem schrecklichen Felzuge erduldet hatte. Aber als er mit seiner Familie niederkniete, um demjenigen zu danken, dem einzig und allein Dank gebührte, erzwang sich ein Gedanke Einlaß in sein Herz, der demselben mehr als augenblicklichen Schmerz bereitete. In seiner Phantasie sah er in der großen Hauptstadt manchen Kanakentanz, der nicht vollständig war, und zu welchem die fehlenden Mitglieder niemals mehr zurückzukehren würden. Er zitterte, als er seines eignen Glücks gedachte.

12. Kapitel.

Der Soldat.

Hellborn war wieder zu seinem Regiment zurückgekehrt, das sich jetzt auf deutschem Boden befand, und sein Dienst war nichts weniger als beschwerlich. Perlette hatte sich an ihre Heimath gewöhnt, wo sie zum Liebling aller geworden war, und in der Wintersprache ihres Pflegevaters große Fortschritte gemacht.

Ganz Berlin schaute dem Tage des großen nationalen Triumphes entgegen, an welchem der Kaiser und der König an der Spitze seines siegreichen Heeres in seine Hauptstadt einziehen würde, die nun zur Hauptstadt des wiedererstandenen deutschen Kaiserreichs geworden war. Die Einwohner waren außer sich vor Aufregung und Begeisterung. Aus der weitesten Entfernung strömten Fremde herbei, um Zeuge dieses großartigen Schauspiels zu sein; und jedes Hotel, jedes Logishaus, ja, sogar eine sehr große Menge von Privatwohnungen waren mit ihnen überfüllt.

Der Tag kam. Es war ein warmer, sonnenheller und schöner Tag des Monats Juni. Die Bäume unter den Linden prangten in ihrer vollen Sommerpracht, während der Thiergarten mit seinen schattigen Wegen und Alleen einen entzückenden Gegensatz zu den staubigen Straßen der geschäftigen Stadt bildete. Vor Sonnenuntergang jedoch sollte dieser Lieblingsort der Berliner ebenso staubig sein wie die Straßen, denn durch eine seiner Hauptalleen, welche in gerader Richtung zu dem Brandenburger Thor führt, hielt das Heer seinen triumphierenden Einzug.

Dieses Brandenburger Thor, der schönste Eingang in die Stadt Berlin, besteht aus einem sehr großen Thorbogen, an dessen Seiten sich kleinere Bögen befinden, und auf demselben steht die herrliche Gruppe der Viktoria, welche früher von Bonaparte nach Paris gebracht worden war. Dieser Schmach ist von keinem Preußen jemals vergessen worden.

Von hier aus erstreckt sich ein prachtvoller Weg von fast einer halben Stunde bis zum königlichen Schloß und mündet in einen großen Platz, auf welchem sich die Domkirche, das königliche, oder sollen wir nicht besser sagen, das kaiserliche Museum, das Zeughaus und andere herrliche Gebäude befinden. Eine prächtige Bildsäule Friedrichs des Großen steht dem Palais des Kronprinzen fast gerade gegenüber und bildet eine der größten Sehenswürdigkeiten dieser großartigen Straße.

Dies ist „Unter den Linden“, eine der bedeutendsten unter den schönsten Straßen, welche es in Europa giebt.

Aber an dem Tage, von welchem wir reden, an jenem ereignisvollen 16. Juni, wurden die architektonischen Schönheiten von Plaaen, Fahnen, Wimpeln, Kränzen und Schildern mit patriotischen Sinsprüchen fast ganz verdeckt. Vom Pflaster war nichts zu sehen, denn Kopf an Kopf drängten sich Tausende und Tausende einher.

Vom frühen Morgen an war alles auf den Beinen. Man rief sich scherzhaft Worte zu, erwiderte dieselben und brach bei der geringsten Gelegenheit in stürmisches Hurrarufen aus. Elegante Kleider wurden im Gedränge zertrümmert und beschmutzt, doch die Gesichter ihrer schönen Trägerinnen zeigten trotz dieser harten Probe nicht einmal ein Stirnrunzeln, und Freude und Lust waren an der Tagesordnung.

Das kleine Herz mit Treue gegen seinen Kaiser und mit Vaterlandsliebe überfüllt, war ein kleiner Bursche auf die höchste Spitze der Bildsäule des großen Friedrich geklettert und hatte den alten Helden mit einem Lorbeertränze geschmückt. Diese That wurde von der Menge mit riesigem Beifall belohnt, und der kühne Junge durfte sich rühmen, die besondere Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich gezogen zu haben, welche den Vorgang von einem Fenster des Palastes aus beobachtet hatte.

Aber trotz dieser allgemeinen Freude dürfen wir unsere Freunde aus der Leipzigerstraße nicht aus dem Auge lassen, denn sie haben an den Ereignissen des Tages ein ganz besonderes Interesse. Hedwig durfte es natürlich nicht wagen, sich in den Lärm und in das Gedränge hinein zu begeben; sie mußte ihres Leidens halber zu Hause bleiben, was ihr manche heimliche Tränen kostete. Aber sie blieb nicht allein; Perlette war bei ihr, und die Kleine war sehr zufrieden, bei ihrer lieben Hedwig zu verweilen, welche ihre ein wenig veränderliche Zuneigung vollständig gewonnen hatte.

Frau Hellborn hatte sich mit Eugen und Lina einen Platz unter einem Thorweg gewählt, wo der Zug früh vorbeikommen mußte und wo sie, etwas erhöht stehend, ihren Blick frei über die vor ihr auf der Straße wogende Menge schweifen lassen konnte. Straßenjungen saßen oder hockten vielmehr oben auf den Querstangen der Straßenlaterne, von wo aus sie allerlei Witze und scharfe Bemerkungen ihren untenstehenden Kameraden zuriefen. Militär-Musikkorps spielten prächtige Märsche, welche den Geist belebten, und die Einförmigkeit des Wartens wurde auch noch dadurch angenehm unterbrochen, daß beständig hochstehende Personen in glänzenden Uniformen vorüberritten oder fuhren. Das Geräusch der Glocken vermischte sich mit der Musik, und dann und wann tönte das Lied „Die Wacht am Rhein“ das zwischen, das irgend jemand anstimmte und das von der nächsten Umgebung begeistert mitgesungen wurde. Manchmal hieß es, der

Kaiser käme, aber diese Kunde erwies sich jedesmal als falsch, bis endlich der entfernte Donner der Geschütze sein Herannahen verkündete. Da streckte sich jeder Kopf in die Höhe und jedes Auge strengte sich aufs äußerste an, um nur so schnell wie möglich einen Blick auf die herannahende Reitergruppe werfen zu können.

Als der weißhaarige Krieger durch das Thor ritt, begrüßte ihn betäubender Jubel; man schwenkte mit den Taschentüchern und die Männer hatten ihr Haupt entblößt. Neben dem Kaiser ritt sein tapferer Sohn, der edle Gatte der britischen Prinzessin Viktoria, und ein wenig hinter ihnen kam Molke, der grimme, alte eiserne Heldherr von echtem preussischen Schlage. Der Kaiser hielt, an der Schwelle seiner Hauptstadt angelangt, sein Pferd an, und aus einer Gruppe von weißgekleideten, jungen Damen trat die schönste hervor, um ihm einen riesenhaften Blumenstrauß zu überreichen. Der Kaiser dankte mit einem Nicken für die duftende Gabe und ritt, indem er sein stattliches Schlachtross im Schritt gehen ließ, zwischen den Reihen der dicht gedrängt stehenden Zuschauer vorwärts.

Alsdann kam Regiment auf Regiment: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Jeder Truppentheil wurde von seinem fürstlichen Chef oder von seinem tapferen Befehlshaber angeführt, und die Helme und Bajonette waren mit dem klassischen Lorbeer geschmückt. Sogar die Mündungen der Kanonen waren mit Kränzen umwunden, und die Geschütze glichen in diesem Schmuck Löwen, welche zwar fürchterlich wild sind, die aber, wenn sie ihre Beute erlangt haben, sich still und ruhig verhalten.

In endlosen Reihen folgte sich Kolonne auf Kolonne der acht Mann in einer Reihe marschirenden Infanterie, und das Auge der Zuschauer wurde durch den Anblick dieser beständigen Bewegung fast ermüdet. Auch sah man bisweilen einen Soldaten, der seinen Arm in der Binde trug und der von der Menge jubelnd begrüßt wurde. Dann und wann wurde Halt kommandirt. Wenn dies geschah, schien jede militärische Disziplin verschwunden zu sein, und Männer und Frauen stürzten vorwärts, um ihre wieder angelangten Freunde zu begrüßen.

Frau Hellborns Herz wurde von Stolz und von Dankbarkeit gegen den Himmel erfüllt, als ihr Gatte an der Stelle vorbeimarschirte, wo sie und ihre Kinder standen. Sie war glücklich darüber, daß kein Aussehen ein so männliches und kriegerisches war, und Eugen schwenkte seine Wägen und rief mit Lina: „Hurra!“ und „Guten Tag, lieber Papa!“

Und immer neue, zahllose Legionen Krieger kamen heran, bis die ganze Straße „Unter den Linden“ nur eine sich bewegende Masse menschlicher Wesen in Uniform zu sein schien. Die Musikkorps spielten kriegerische Märsche. Viele Zuschauer vermochten vor lauter Rufen kaum noch ein Hurra hervorzubringen, und noch immer hörte der Strom der heranziehenden Truppen nicht auf. Das Interesse,

welches Frau Hellborn an diesem Anblick nahm, ließ, seitdem das Regiment ihres Vaters vorübermarschirt war, allmählich nach, und die Kinder fingen an, müde zu werden. Plötzlich hestete sich ihr Blick starr auf einen Gegenstand, und dann stürzte sie mit einem wilden Schrei durch die Menge. Ein mit Staub bedeckter Soldat, der mit seiner Kompagnie heranzumarschirt war, wandte sich beim Klange ihrer Stimme um, und ihre Augen trafen sich.

"Eugen! Bruder Eugen, du bist also endlich zurückgekommen!"

13. Kapitel.

Schatten der Vergangenheit.

Es war in der That Bruder Eugen, von dem man glaubte, daß er längst gestorben sei, den Frau Hellborn auf so unerwartete Weise wiedergesehen hatte. Das Erstaunen war beiderseits ein großes gewesen, denn Eugen Goldschmidt hatte seit seines Vaters Tod seine Familie fast gänzlich aus den Augen verloren, da die Gewissensbisse, welche jenem Ereignisse folgten, ihn davon abhielten, irgendwelche Verbindung mit seiner Heimath zu unterhalten. Was Frau Hellborn anbelangt, so war das Gefühl, welches ihr Herz erfüllte, als sie ihren Bruder wieder sah, das der reinsten Freude; Eugens Freude aber war mit Bitterkeit gemischt. Er war deshalb froh, daß dies Zusammentreffen durch das Vorwärtsmarschiren nicht von langer Dauer hätte sein können.

Frau Hellborn mochte nun nicht länger in der frohlichen Menge bleiben; sie nahm ihre Kinder bei der Hand, um nach Hause zu eilen, Hedwig die frohe Kunde mitzutheilen, und als echte deutsche Hausfrau die Leitung der Zubereitung eines Mahles in die Hand zu nehmen, das einem so großen und freudigen Ereigniß, wie die Rückkehr ihres Bruders war, angemessen sein würde.

Die Freude Hedwigs kam derjenigen ihrer Mutter gleich, und sie begab sich sofort an die Arbeit, um sie in ihren gastfreundlichen Bestrebungen zu unterstützen.

Onkel Eugen langte vor seinem Schwager an, und als die Aufregung, welche die erste Begrüßung verursachte, sich gelegt hatte mußte sich Frau Hellborn gestehen, daß in den traurig ernsten und harten Zügen des Mannes, der sie Schwester nannte, nur wenige Spuren von dem heitern Gesichte des Jünglings aus glücklicheren Tagen geblieben waren. Obgleich, und zwar auf sein eignes Ersuchen, keiner der Familie Zeuge dieser Zusammenkunft war, so war dieselbe noch gezwungen, und das Gefühl einer gewissen Enttäuschung legte sich mit Eiseskälte auf das warme Herz der Frau Hellborn.

Und dennoch war diese Zurückhaltung natürlich und hätte erwartet werden können. Die Umstände, unter welchen man sich vor so vielen Jahren getrennt hatte, warfen auf dieses Wiedersehen selbstverständlich ihren Schatten.

"Es freut mich, Lisa, daß wenigstens du glücklich bist," sagte Eugen, nachdem

man über verschiedenes gesprochen hatte. "Man sieht sogleich, daß Karl ein guter Ehemann ist, und daß du deine Wahl nicht bereust."

"Karl ist mir mehr, als ich mir früher in meinen schönsten Hoffnungen ausmalte," erwiderte Frau Hellborn, und Thränen des Glückes und der Dankbarkeit bekundeten die Wahrheit ihrer Worte. "Und welch ein Himmelsglück ist es, daß er trotz aller Gefahren, die ihn umgaben, uns erhalten blieb!"

"O, ich wollte, ich hätte seinem Rath zur rechten Zeit Gehör gegeben, so brauchte ich mir nicht vorzuwerfen, den Tod meines grauhaarigen Vaters verschuldet zu haben! — Nein, unterbrich mich nicht, Lisa! Er starb gebrochenen Herzens und ich war es, der ihn tödtete!"

"Still, lieber Eugen!" sagte Lisa sanft. "Du warst jung und unbesonnen."
(Schluß folgt.)

Die Seife und ihr schädlicher Einfluß auf die Hautfarbe.

Von Dr. S. Glaser, Spezialarzt für Hautkrankheiten in Hamburg.
(Nachdruck verboten.)

Zu den unentbehrlichsten Gebrauchsartikeln des Kulturmenschen gehört die Seife, deren Verwendung so allverbreitet und altbekannt ist, daß jedes Wort darüber als überflüssig erscheinen würde. Viel weniger bekannt dürfte es aber sein, daß die Seife unter Umständen auch schädliche Einwirkungen auf die Haut ausüben, daß sie geradezu zum Teintverderber werden kann. Denn es giebt nicht nur Menschen, deren Haut überhaupt keine Seife verträgt, sondern noch viel mehr, deren Haut unter der Einwirkung der üblichen schlechten Toilettenseifen empfindlich zu leiden hat. Seit Liebig's Zeit, der in den Seifenverbrauch eines Volkes schlechthin einen Maßstab der Kultur desselben sehen wollte, hat sich Manches geändert in der Seifenfabrikation. Der Seifenfabrikant von damals, ebenso wie die seifentoehende Hausfrau jener Zeit, die aus 1 Pfund Fett 1 1/2 Pfund guter Kernseife herzustellen gewohnt waren, würden die Hände über den Kopf zusammen schlagen, wenn sie hörten, daß die Kunst es jetzt so weit gebracht hat, aus 1 Pfund Fett 12 Pfund Seife zu fabriziren. Jeder wird sich sagen, daß dergleichen nur auf Kosten der Güte der Seife selbst geschehen kann. Fragt man nun nach dem letzten Grunde einer solchen Verschlechterung der Seife, so muß man sagen, daß es die schlechte Konkurrenz gewesen ist im Bunde mit den sparsamen Hausfrauen, die darauf erpicht sind, ohne Rücksicht auf die Güte der Waare immer nur das Allerbilligste zu kaufen. Die frühere gute "Kernseife", deren Ruhm sich noch wie ein Märchen aus der guten alten Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzt hat, wurde durch Ausjagen des Seifenleimes "auf Kern" von dem überschüssigen Wasser und allen Unreinigkeiten getrennt und gab ein zwar unscheinbares, wenig angenehm riechendes

und aussehendes, aber im Gebrauch desto werthvolleres, mildes und für die Haut gänzlich unschädliches Waschmittel ab. Die heutige Toiletteseife verhält sich gegen die alte Kernseife wie eine kokette Modedame gegen ein altes Mütterchen vom Lande. Sie duftet schon von ferne wie ein Blumengarten, schillert in prächtigsten Farben, schäumt reichlich und wäscht fast so scharf wie die Soda. Diese letztere Untugend wiegt mehr als alle jene bestechenden Eigenschaften auf; weniger ins Gewicht fällt der Umstand, daß sie sich viermal so schnell aufwäscht, dafür ist sie auch nicht so theuer wie die Kernseife. Der Hauptfehler der modernen Seife liegt in der schlechten Beschaffenheit in Folge ihrer Herstellung "auf kaltem Wege" ohne Kochen und Ausjagen. Auf kaltem Wege hergestellte Seife enthält nicht nur vier- bis fünfmal soviel Wasser als einer guten Seife zukommt, sondern vor allen Dingen reichliche Mengen unverseifter Lauge also Soda. Dieser Gehalt an unverseifter Lauge ist es nun, der eine Seife zum Teintverderber macht. Jede Hausfrau kennt die "Schärfe" der Soda und benützt sie deshalb zu Reinigungszwecken in Küche und Haus überall da, wo sie mit der "grünen" (oder "braunen") Seife nicht auskommt. Es läßt sich nun leicht verstehen, wie schädigend der dauernde Gebrauch eines so scharfen Stoffes mit der Zeit für die Haut werden muß.

Die erste und auffälligste Wirkung der Soda besteht in der völligen Austrocknung der Haut durch die Entziehung jedes natürlichen Fettes, ein Zustand, der sich in einer unangenehmen Trockenheit und Rauigkeit der Hände, und einer auffallenden Neigung derselben zum Schmutzwerden äußert und in der oft zu hörenden Klage, "daß die Hände gar nicht rein zu halten seien." Bei weiterer Einwirkung der Seife kommt es dann zu einer Art Auflockerung der Haut und Entstehung zahlreicher kleiner Risse sowie schließlich zur Auflösung der obersten Oberhautschichten. Man wäscht also die oberflächlichsten Lagen der Oberhaut gerade so wie den Schmutz mit fort, so daß die Haut immer dünner und empfindlicher wird. Die Haut des Handrückens glänzt, namentlich beim Faustballen, wie ein Spiegelglanz. Hin und wieder kann man den gleichen Glanz auch an Stirn und Wangen junger Mädchen beobachten, die in der Absicht, ihrem Teint alle Pflege angebeihen zu lassen, ihn durch ihre schlechte Seife immer mehr ruinieren. Denn Niemand wird einen derartigen Spiegelglanz als etwas Erfreuliches betrachten, ist er doch auch thatsächlich nichts anderes, als eine zu weit getriebene Abnutzung der Oberhaut. Daher ist es denn auch kein Wunder, daß grade derartige Hände es sind, die bei kaltem Wetter im Herbst, namentlich bei trockenem Ostwinde leicht aufspringen und durch ein förmliches Netzwerk feiner nässender oder blutender Risse ihren Besitzer peinigen zur Strafe für die Benutzung schlechter Seife.

Auch die Küchenhände der Hausfrauen und Köchinnen müssen der Sodawirkung

der Seife auf die Rechnung gesetzt werden. Der in den beschriebenen feinen Rissen sich festsetzende schwarze Schmutz veranlaßt die Frauen zu immer häufigerem und leidenschaftlicherem Waschen. Je mehr sie aber waschen, desto schlimmer und schwärzer werden die Hände, und der Schmutz sitzt so fest, als wäre er angewachsen.

Das Aergste, was man von der Wirkung schlechter Seife sehen kann, kommt — allerdings nicht grade häufig — im Gesicht junger Frauen und Mädchen zur Beobachtung. Die Wangen sind von einer außerordentlichen Trockenheit und schilfern in kleineren oder größeren Fetzen in geradezu entstellender Weise ab. Die Haut kann dabei — von einer ganz leichten, meist übersehenen Rötung abgesehen — von normaler Farbe sein, häufiger aber ist sie mehr oder minder geröthet, ja selbst braunroth und dementsprechend gespannt und schmerzhaft. In diesem Falle wenden sich nun die Patientinnen an den Spezialarzt für Hautkrankheiten, in der Meinung, es handle sich um eine „Flechtenkrankung.“ Der Hausarzt habe schon die verschiedensten Mittel dagegen angewendet, die alle nichts genützt hätten. Glücklicherweise sind diese Besorgnisse unbegründet, denn sobald der Arzt, der die Sache durchschaut, den Gebrauch der Seife untersagt und das Nöthige verordnet, heilt in kurzer Zeit alles ab.

In so schlimmer Weise leiden allerdings nur sehr Wenige unter dem Gebrauch schlechter Toiletteseife, aber doch ungemein viele so sehr, daß eine genaue Kennzeichnung solcher Schundseifen am Ende nicht unwillkommen sein dürfte. Das wichtigste dieser Kennzeichen ist bereits in der oben gegebenen Schilderung von der Wirkung der schlechtesten Seife enthalten. Findet der Leser dieselbe auf sich in der einen oder andern Weise anwendbar, so hat er allen Grund, sich seine Seife einmal des Genaueren zu ansehen. — Einen anderen brauchbaren Fingerzeig für den Werth einer Seife hat man in dem Preise. Man darf eben nicht vergessen, daß eine gute Seife nach der Lage der Dinge theuer sein muß. Eine billige Seife kann demnach unmöglich gut sein, mag auch der Verkäufer sie einem anhängen unter welchem Namen (z. B. Abfallseife) und Vorwande (z. B. „beim Pressen beschädigt“) er immer will und mag sie auch ein noch so bestechendes Neuzere haben. Leider kann man nun nicht sagen, daß jede theuere Seife gut sei, denn vielfach unterscheidet sie sich von der schlechten nur durch ihr Parfüm und ihre „Aufmachung“; aber eine theuere Seife kann doch wenigstens gut sein. Die Seife gehört also wie man sieht zu den Vertrauensartikeln, für deren Güte mehr oder weniger die Ehrenhaftigkeit des Verkäufers bürgen muß. — Als drittes sicheres Kennzeichen für die Minderwerthigkeit einer Seife, das gewiß schon Manchem aufgefallen ist, muß man endlich noch eins anführen: das „Beschlagen“. Schlechte Seifen entledigen sich nämlich ihres Ueberflusses an Wasser und Soda zum Theil freiwillig wieder. So ein Stück frischer Seife bedeckt sich beim ruhigen Liegen über

und über mit großen Tropfen, scharf schmeckenden Wassers, es „schwitzt“ wie man sagt. Nach dem dann allmählich erfolgenden Trocknen bleibt ein weißer krümeliger Beschlag auf ihrer Oberfläche zurück, die mit dem Wasser zum Vorschein gekommene Soda. Gute Seife dagegen beschlägt nicht, weil sie keinen Ueberfluß von Soda enthält und so kennzeichnet denn ein „Beschlagen“ eine Seife als eine mehr oder weniger schlechte Seife.

An der Hand der hier gegebenen Kennzeichen wird nun Jeder im Stande sein, eine gute Seife von einer schlechten Seife zu unterscheiden und eine ihm zusagende Seife aufzutreiben, was allerdings vielfach erst manches Herumprobieren und das Anlegen eines drei bis vier Mal so hohen Preises bedingt, als er bis dahin gewohnt war.

Aber es bleiben trotzdem noch manche übrig, die nicht so glücklich sind, weil ihre Haut überhaupt keine Seife verträgt. Zu den allermildesten Seifen, die man überhaupt haben kann, gehören die sogenannten „überfetteten“ Seifen, denen man von vornherein im Verhältnis zur Lauge viel zu viel Fett mitgegeben hat, um sich dadurch gegen einen Ueberfluß unverseiften Lauge zu sichern. Für die, die auch diese Seife nicht vertragen, bleibt nichts weiter übrig als auf den Gebrauch der Seife überhaupt zu verzichten und sich anderer Waschmittel zu bedienen. Leider gestattet der verfügbare Raum nicht, auf diese gar nicht unwichtige Seite der Frage, wie man auch ohne Seife auskommen kann, hier näher einzugehen, zumal sie gänzlich außerhalb des Rahmens unseres Thema's liegt, und ich muß vielmehr diejenigen Leser, die sich hierfür interessieren, verweisen auf mein Buch „die Haut und das Haar“, (Verlag von D. Gubert, Stuttgart, vierte Auflage), das durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. Man darf auch nicht glauben, daß bei der Nichtbenutzung der Seife die Reinlichkeit zu kurz käme oder der Teint litte. Im Gegentheil! die Zartheit des Teints wird im Allgemeinen bei Verwendung milderer Waschmittel als der heutigen Seife nur gewinnen können.

Pfahlbauten-Bewohner.

Von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

Der Eindruck der Lehre von der natürlichen Entstehung der Welt und des Menschen auf Geist und Herz ist ein derart gewaltiger, daß derjenige der naiven Erzählungen der Poesie und Mythologie daneben vollständig verschwindet. Wer zum ersten Male eingeweiht wird in die Wunder der Entwicklung, der fühlt ordentlich den Hauch einer Offenbarung, deren Wahrheit er instinktiv in sich geahnt, die ihm aber bisher verborgen blieb, eine neue Welt der Wahrheit und Vernunft thut sich vor ihm auf, mächtige Bilder erfüllen seine Seele. Von Stund an beschäftigt seine Phantasie lebendig das Bild der Vergangenheit und Zukunft, hundert Fragen steigen ihm auf. Vor

allem aber ruft er sich gern das Gemälde jener versunkenen Welten zurück, in welchen das organische Leben noch gigantische, gewaltige Formen trug: riesenhafte Schachtelhalm- und Farrenwälder tauchen auf vor seinem geistigen Auge, welche das kolossale Mammoth durchwandert, während der geheimnißvolle Urvogel durch die Lüfte sauft und ungeheure Eibecken die Wasser und Sümpfe durchschwimmen. Dann erst steht vor seinem Geiste der Mensch der Vorzeit, wie er im gigantischen Daseinskampf mit den Riesenthieren seiner Zeit ums Leben ringt. Wie mag er ausgesehen haben, dieser Vertreter der Gattung Mensch einer fernen Epoche? Meist entwirft sich der moderne Mensch ein ganz falsches Bild von seinem Urahn, er bringt ihn unwillkürlich in ein harmonisches Verhältnis zu den kühnen Dimensionen der vorsündfluthlichen Lebenswelt und bewundert in ihm eine Art Riesen, wie er solche in den Heldensagen der Völker kennen gelernt. Die Anthropologie vermag auf die Frage nach der äußeren Beschaffenheit des vorhistorischen Menschen zwar noch keine voll befriedigende Antwort zu geben, soviel haben die bisherigen Forschungen aber doch ergeben, daß jene phantastischen Vorstellungen der Wirklichkeit nicht entsprechen. „Der europäische Armenisch zeichnete sich keineswegs durch besondere Leibesgröße oder Körperkraft aus. Während unter den Säugethieren und Vögeln zur Zeit riesenhafte Formen auftraten, lassen die aus derselben Zeit herstammenden menschlichen Ueberreste auf einen Körperbau schließen, der denjenigen des gegenwärtigen Mittelschlags kaum erreicht.“ (Keymond, Weltgeschichte I. 10.) In unendlich langen Zeiträumen entwickeln sich Sprache und Gesellschaft, gelangte der Mensch zum Gebrauch des Feuers und Werkzeugs. Wie in alten interessanten Büchern lesen die Schriftgelehrten aus den Ueberbleibseln der Vergangenheit mühevoll die Geschichte seiner Entwicklung. Wie er aussah, wie er lebte, wo er wohnte — alles suchen sie zu ergründen, und das Glück kam ihnen Mitte unseres Jahrhunderts durch ein Ereigniß zu Hilfe, das wohl eine der wichtigsten Epochen in der Anthropologie darstellt: die Entdeckung der Pfahlbauten.

Im Winter 1853 auf 54 wurde nämlich bei niedrigem Wasserstande des Züricher Sees in einer zwischen Obermeilen und Dollikon gelegenen Bucht bei Nachgrabungen im Schlamm eine Schicht gefunden, welche, wie Dr. Moritz Asberg in seiner „Anthropologie“ (Seite 201) berichtet, „in bestimmter Anordnung in den Seeboden eingerammte Pfähle und zwischen denselben aus Stein, Knochen, Hirschhorn und dergleichen verfertigte rohe Geräthschaften enthielt — Objekte, die zuerst von Ferdinand Keller als Ueberreste menschlicher Wohnungen erkannt und von ihm als „Pfahlbauten“ beschrieben wurden.“ Diese Entdeckung führte zu weiteren Forschungen, welche die Auffindung der Spuren ähnlicher Niederlassungen in den Gewässern der meisten Alpenseen, wie auch in manchen Binnengewässern, Oberitaliens

Ungarns, Kärnthens, Süddeutschlands, Mecklenburgs, Südfrankreichs und Irlands zur Folge hatten. Bis 1856 fand man allein in der Schweiz die Reste von 200 solcher Ansiedelungen, darunter solche von beträchtlicher Ausdehnung, welche nicht allein als menschliche Wohnungen benutzt worden sein, sondern auch zur zeitweiligen Aufnahme von Herden und Hausthieren gedient haben mochten. So bildeten bei Wangen am Bodensee 30000 bis 40000 Pfähle ein Rechteck von 700 Schritt Länge und 120 Schritt Breite, bei Kobenhäusen bedeckte der Pfahlrost eine Fläche von 13000 Quadratmetern und die Station Morges im Genfer See besitzt sogar eine Ausdehnung von nicht weniger als 60000 Quadratmetern." (Alsberg.)

Doch nicht nur Spuren ehemaliger Wohnungen, nach denen man sich von der eigentlichen Beschaffenheit der auf den Pfählen errichteten Hütten kaum einen Begriff hätte machen können, wurden bloßgelegt, sondern man entdeckte eine Anzahl Jahre nachher in einem bei Schussenried gelegenen Torfmoore eine noch theilweise erhaltene Hütte. So war man denn imstande, sich ein anschauliches Bild von dem Leben der Menschen jener Zeit zu schaffen, um so mehr, als man aus der Untersuchung der bei den Pfahlbauten aufgefundenen thierischen und vegetabilischen Substanzen — in welchen man zum größten Theil Ueberreste der Mahlzeiten der einstigen Bewohner vor sich hat — ziemlich sichere Schlüsse auf die Fauna und Flora der damaligen Periode ziehen kann, soweit eben Thiere und Pflanzen in Frage kommen, welche den Menschen zur Nahrung und Benutzung dienten.

Fassen wir also einmal die bekannten Ergebnisse zu einem kurzen Bilde zusammen, versehen wir uns mitten in jene Zeit hinein und folgen den Bewohnern einer Pfahlbautenansiedlung auf ihre künstlichen Inseln und in ihre Hütten. Von dem Bau und der Einrichtung einer solchen Behausung können wir uns einen ungefähren Begriff aus der von Franck gegebenen Beschreibung der obenerwähnten bei Schussenried aufgefundenen Hütte schaffen. Diese war 10 Meter lang und 7 Meter breit, stellte also einen Raum von ziemlicher Ausdehnung dar, der demjenigen unserer modernen Wohnungen

nichts nachgibt. Die Hüttenwände bestanden aus gespaltenen Eichenpfählen, ihre Fugen waren mit feinem Thone verkittet: der Fußboden ruhte auf mehreren ziemlich dicken Lehm lagern, die durch Schichten von Rundhölzern voneinander getrennt waren, die oberen Fußbodenschichten bildeten dicht aneinander gelegte Holzstücke. Der ganze Raum war in zwei Theile getheilt, welche durch eine Thür verbunden waren, und von denen der größere jedenfalls als Schlafstammer, der kleinere, welche die nach Süden gelegene Eingangstür enthielt, als Küche und Stall diente. Ein Haufen Steine in der Ecke des letzteren war jedenfalls als der Nest des ehemaligen Herdes anzusehen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Körperliche Bewegung. Der kindliche Körper bedarf der Bewegung. Wenn nicht Bewegung vorhanden ist, so wird im Körper der ganze Ernährungsverlauf gehemmt. Dadurch entstehen Störungen aller Art, Reize und Krankheiten, wie das die Erwachsenen an sich selbst erfahren. Man muß also sorgen, daß unsere Kinder das rechte Maß von Bewegung erhalten, damit sie, wenn sie sich ausgetobt haben, geneigt sind, in der Stube still zu sitzen. Viele Unarten entspringen aus unbefriedigten körperlichen Bedürfnissen: man befriedige diese und man schneidet den Anlaß zu vielen Ungezogenheiten ab.

Honiglimonade zu bereiten. 15 Liter Wasser und 1/5 Liter Honig werden aufgekocht und lauwarm mit einigen Gramm Hefe und einer Messerspitze Weinsäure vermischt; nach 24 Stunden entfernt man den Schaum, gießt die Flüssigkeit in Flaschen, verkorkt dieselben und stellt sie in den Keller. Am zehnten Tage ist die Limonade trinkbar.

Es ist zu empfehlen, Watte im Ohr zu tragen? Es giebt Leute, die bei der geringsten Bewegung des Kopfes über Reizen klagen, oder Zahnschmerzen bekommen, und diesem Leiden Einhalt zu thun glauben durch das Tragen von Watte und Baumwolle im Ohr, die sie womöglich mit Spiritus oder Eau de Cologne getränkt haben. Der Gehörgang wird durch solche scharfe Mittel gereizt und durch langes Tragen der Watte verweicht; die kleinen feinen Drüsen, die zur Absonderung des Ohrenschmalzes dienen, werden in ihrer Thätigkeit geschwächt. Es dient den gesundheitlichen Zwecken durchaus nicht, Watte im Ohr zu tragen, auch wird das Schönheitsgefühl durch den Anblick des mit Watte verstopften Ohres verlegt, und manches ernste Gehörleiden hat seinen ursprünglichen Grund in dieser Unsitte und diesem Mißbrauch.

Humoristisches.

Der poetische Feldwebel. Feldwebel (zum neuen Rekruten): „Wie heißen Sie und was sind Sie?“ — „Ich heiße Bauer und bin Brauer.“ — Feldwebel: „Sie gefallen mir, Sie lebendiges Gedicht!“

Bedenklich. A.: „Sie sind doch mit dem Mann nicht etwa befreundet, mit dem Sie sich vorhin auf der Straße unterhielten?“ — B.: „Aber ich bitte Sie, befreundet! Der Mann ist ja der größte Lump, der elendeste und schurkischste Spießbube, den es auf der Welt nur geben kann!“ — A.: „Das weiß ich, aber warum sprachen Sie denn so freundlich mit ihm?“ — B.: „Ja, wissen Sie, ich bin ja sein Vertheidiger!“

Mutter Sorge.

Bei der Lampe trüben Schein,
Wacht die Mutter, treu der Pflicht,
Blickt mit thränenfeuchtem Auge
Auf des Lieblings Angesicht.
Bleich wohl sonst die schmale Wange,
Ist sie jetzt vom Fieber heiß,
Und die Mutter nimmt die Händchen
Betend in die Rechte leis.
„Mütterlein, warum Dein Weinen“
Lüht es matt vom Bette her.
„Sieh, die Schmerzen sind vergangen,
Nur der Kopf ist gar so schwer;
Mütterlein, leg Deine Hände
Kühlend auf die heiße Stirn,
Müde bin ich, ach so müde,
Doch es brennt mir das Gehirn.“
„Schlaf, mein holder Liebling, schlaf,
Bald ach find'st Du ew'ge Ruh,
Deine Mutter bleibt zur Seite,
Schließ nur Deine Augen zu.“ —
Und es schloß das Kind die Augen,
Mit dem letzten Blick auf sie,
Lange saß die Mutter wachend —
Doch das Kind — erwachte nie.

Räthsel.

a	a	a	b
e	e	e	e
e	f	g	g
i	i	i	l
l	l	n	o
r	r	r	r
f	f	f	u

Die Buchstaben nebenstehender Figur sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. Spielzeug für Kinder,
 2. Umgebung ein s Flußes,
 3. und 4. Weibliche Vornamen,
 5. Art Ziege,
 6. Weiblicher Name,
 7. Berg in der Schweiz.
- Die erste und dritte vertikale Reihe ergeben nach richtiger Lösung die Namen zweier berühmter Dichter.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
Räthsel: Dialog, Elise, San erich, Kaka-
du, Araber, Zubrunst, Semiramis, Cherecht,
Mavenna, Sonntag.
Des Kaisers Geburtstag.

Die Landverderberin.

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N.,
Draniensburgerstraße 66 erteilt über
Geschäfts- Famili- n. u. Privatver-
hältnisse aus jedem Ort gewissenhafte
Auskunft in distretester Weise. Forder-
ungen werden kostenlos eingezogen. Bei
Anfragen Retourmark. beizuliegen.

PATENTEN schnell und
sorgfältig
durch: Richard Lüders
Patent-Bureau
in
Görlitz

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich
Inserate 15 Pfennig die Zeile.
Süddeutsche Thier-Börse
Verbreitetste Organ für Gellugel.
Fachzeitung Süd-Deutschlands. Vogel- Bienen- Hunde- und Fischzucht
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.
Wirt. Postamt Nr. 250 Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichs-Postamt Nr. 6111